

Das Alphabet des Denkens

Wie Sprache unsere Gedanken und Gefühle prägt

Bearbeitet von
Stefanie Schramm, Claudia Wüstenhagen

1. Auflage 2014. Buch. 320 S. Hardcover

ISBN 978 3 498 06062 6

Format (B x L): 13,4 x 21 cm

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Sprachwissenschaften Allgemein > Sprachphilosophie](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

rowohlt

Leseprobe aus:

Stefanie Schramm, Claudia Wüstenhagen

Das Alphabet des Denkens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Stefanie Schramm
Claudia Wüstenhagen

Das Alphabet des Denkens

Wie Sprache unsere Gedanken
und Gefühle prägt

Rowohlt

1. Auflage Januar 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der DTL Documenta
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 498 06062 6

*Für die, deren Worte wir als Erstes hörten –
für unsere Mütter*

In Erinnerung an Regina Weihrauch-Wüstenhagen
und für Liane Schramm

Inhalt

Vorwort 9

Wie Wörter wirken

1 Die Macht der Laute

Wie der Klang der Buchstaben
uns beeinflusst 15

2 Die Macht der Bilder

Wie Metaphern einen Kosmos von
Assoziationen wecken 50

3 Die Macht der Gefühle

Wie emotionale Sprache und Schimpfwörter
auf uns wirken 83

Was Wörter über uns verraten

4 Worte als Denkwerkzeug

Welche Rolle spielt Sprache
für das Denken? 106

5 Worte als Fenster zur Welt

Denken wir in verschiedenen Sprachen
unterschiedlich? 139

6 Worte als Schlüssel zum Selbst

Was verrät Sprache über uns? 179

Wie wir Wörter für uns nutzen können

7 Die Worte der Macht

Wie Politiker mit Sprache manipulieren 209

8 Die Heilkraft der Worte

Warum Reden und Schreiben der Seele helfen 241

9 Worte als Hirntraining

Wie Fremdsprachen unseren Horizont
erweitern 267

Danksagung 297

Anmerkungen 298

Vorwort

«Große Macht übt das richtige Wort aus.
Immer, wenn wir auf eines dieser eindringlichen,
treffenden Worte stoßen, ist die Wirkung
physisch und geistig – und blitzartig spontan.»

Mark Twain

Hätten Sie gedacht, dass sich Spione für Metaphern interessieren? Tatsächlich haben die US-Geheimdienste Forscher damit beauftragt, ein «Metaphern-Programm» zu schreiben. Es soll Sprachbilder im Internet erkennen und analysieren – und so durchschauen, wie wir ticken.

Als wir davon erfuhren, waren wir verblüfft und fasziniert, und zugleich gruselten wir uns ein bisschen: Was mögen Metaphern über uns preisgeben, dass die amerikanische Regierung bereit ist, Hunderte Millionen Dollar für ihre Entschlüsselung auszugeben?

Das war der Anfang. Der Anfang unserer Entdeckungsreise in die Welt der Worte. Wir fanden heraus, dass Metaphern eng mit unserem Denken verknüpft sind und deshalb tiefe Einblicke in unser Seelenleben erlauben. Das sagten uns jedenfalls einige der Wissenschaftler, mit denen wir sprachen. Andere behaupteten das glatte Gegenteil – und schon waren wir mittendrin im Streit der Sprachforscher. Er dreht sich darum, wie unser Denken eigentlich funktioniert. Brauchen wir Worte lediglich, um unsere Gedanken auszudrücken, oder brauchen wir sie, um Gedanken überhaupt erst zu denken? Und denken Menschen dann in verschiede-

nen Sprachen unterschiedlich? Hinter diesen Fragen steht die eine, ganz große: Was macht das Wesen des Menschen aus?

Wir wollen uns in diesem Buch der Macht der Worte in drei Schritten nähern. Zunächst erkunden wir die grundlegenden Mechanismen, mit denen Wörter auf uns wirken, über ihren bloßen Inhalt hinaus. Dann versuchen wir herauszufinden, was Sprache über die Natur des Menschen sagt – und über jeden einzelnen von uns. Und schließlich gehen wir dem Einfluss der Worte im Alltag nach. Wie setzen die Mächtigen sie ein, um uns zu lenken? Und wie können wir sie für uns nutzen?

Wie Wörter wirken

Mögen Sie das I?

I – wie in Liebe, Paradies, Frieden.

Es gibt Wissenschaftler, die behaupten, das I mache gute Laune und komme deshalb besonders häufig in Wörtern mit positiver Bedeutung vor. Das ist eine ziemliche Ungeheuerlichkeit. Denn lange galt es unter Sprachforschern als unumstößliches Gesetz, dass die äußere Form von Wörtern rein gar nichts mit ihrer Bedeutung zu tun hat. Wir haben allerdings Psycholinguisten getroffen, die an diesem alten Dogma rütteln – und behaupten, dass selbst einzelne Laute Gedanken und Gefühle, Erwartungen und Entscheidungen lenken können. Wie uns schon die kleinsten Bausteine der Wörter beeinflussen können, werden wir in Kapitel 1 sehen.

Der Klang ist einer der fundamentalen Mechanismen, mit denen Sprache auf uns wirkt. Im ersten Teil dieses Buches

betrachten wir noch zwei weitere: die bildlichen Assoziationen, die Wörter wecken, und die emotionalen Bedeutungen, mit denen manche von ihnen im Laufe unseres Lebens aufgeladen werden.

Wörter können einen ganzen Kosmos von Bildern vor unserem inneren Auge entstehen lassen. Besonders vielfältige und starke Assoziationen wecken Metaphern. Sie sind weit mehr als die rhetorische Figur, als die wir sie aus dem Deutschunterricht kennen. Und auch weit mehr als kraftvolle, sinnliche Gehilfen der Poeten. Manche Wissenschaftler behaupten gar, Metaphern seien in der Evolution die Entwicklungshelfer der menschlichen Intelligenz gewesen – und heute unsere wichtigsten Denkwerkzeuge. Welchen Einfluss Metaphern besitzen, ob sie gar töten können, wie manche Forscher glauben, erkunden wir in Kapitel 2.

Die mächtigsten aller Wörter sind jedoch solche, die wir nicht im Schulunterricht lernen: Schimpfwörter. Ihre außergewöhnliche Wucht erhalten sie, indem sie schon früh mit unseren stärksten Gefühlen verknüpft werden. Jedes Wort kann mit Emotionen aufgeladen werden, doch an keinem Beispiel lässt sich dieser Mechanismus so gut beobachten wie an Schimpfwörtern. Deshalb verraten Kraftausdrücke auch einiges über uns. «We swear about what we care about», sagt die Literaturwissenschaftlerin Melissa Mohr: Wir fluchen über das, was uns wichtig ist. Warum also war für die Römer «cunnilingus» das schlimmste aller Schimpfwörter, warum wurde im viktorianischen England selbst über Hosen nur als «unmentionables» geredet, und warum sagen die Deutschen so oft «Scheiße»? Das untersuchen wir in Kapitel 3.

Was Wörter über uns verraten

Unsere Entdeckungsreise in die Welt der Worte wurde im Laufe der Monate persönlicher, als wir geahnt hatten. Sie führte uns auch in ein Schweigeseminar, wo wir tagelang nicht sprechen durften. Auf diese Weise näherten wir uns der größten Streitfrage der Sprachforschung an: Welche Rolle spielt Sprache in unserem Denken? Philosophen zerbrechen sich seit Jahrhunderten ihre Köpfe darüber. Und Linguisten schlagen sich seit Jahrzehnten die Ihnen darüber ein. Doch jetzt rückt eine neue Generation von Wissenschaftlern dieser Frage zu Leibe. Junge Psychologen und Hirnforscher versuchen, dem Problem mit Experimenten auf den Grund zu gehen.

Schweigen, diese Erfahrung haben wir gemacht, ist gar nicht so schwierig – der Macht der Worte zu entkommen aber sehr wohl. Sprache ist so eng mit unserem Denken verflochten, dass es nicht reicht, einfach für eine Weile den Mund zu halten, um sich von ihr zu lösen. Genau das macht es für Psychologen und Hirnforscher so kompliziert herauszufinden, welche Rolle Sprache für das Denken spielt. In Kapitel 4 werden wir sehen, welche Antworten die Wissenschaftler dennoch gefunden haben – mit der Hilfe von brasiliianischen Ureinwohnern, Gehörlosen aus Nicaragua und Babys, die noch nicht sprechen konnten. Und in Kapitel 5 ergründen wir dann, ob Menschen in verschiedenen Sprachen unterschiedlich denken: Nehmen Russen Farben anders wahr als Deutsche oder Briten? Hängt es von der Muttersprache ab, wie gut sich jemand ohne Kompass zurechtfindet? Und könnte die Rose auch männlich sein?

Uns interessierte aber nicht nur, was Sprache über das Wesen des Menschen sagt, sondern auch, was sie über jeden einzelnen verrät. Wir wagten den Selbstversuch: Dem Com-

puter einer deutschen Firma erzählten wir exakt 11 Minuten und 22 Sekunden lang aus unserem Alltag. Der Rechner analysierte unsere Sprache und fertigte ein Persönlichkeitsprofil an. Wir waren ziemlich überrascht – und entdeckten das «geheime Leben der Pronomen». Was gerade die kleinsten Wörter über uns aussagen und wie Geheimdienste mit Hilfe des «Metaphern-Programms» einen Lauschangriff auf unser Innenleben starten wollen, erzählt Kapitel 6.

Wie wir Wörter für uns nutzen können

Wenn Worte so mächtig sind, wie all diese Erkenntnisse zeigen – wie nutzen sie dann eigentlich jene, denen es um Macht geht? Wie setzen Politiker Sprache ein, um uns zu beeinflussen? In Kapitel 7 decken wir ihre Strategien auf. Manchmal reichen schon einzelne Wörter, um ein Netz von Assoziationen wachzurufen: «Steuerflüchtling» etwa, «Rettungsschirm» oder «Sozialtourist». Solche Wortschöpfungen können ganze Argumentationen ersetzen, uns Interpretationen unterschieben und so unsere Entscheidungen lenken. Auf Dauer verändert die Sprache der Politiker die Gesellschaft – und womöglich sogar unser Gehirn.

Können wir die Macht der Worte auch für uns selbst nutzen? Stimmt es, dass Worte wie Medizin wirken und dabei helfen können, psychische Probleme zu überwinden? Einige besonders eindrückliche Zeugnisse davon, wie Menschen versucht haben, sich ihren Kummer von der Seele zu schreiben, haben wir im *Deutschen Tagebucharchiv* gefunden. Dort haben wir bewegende Geschichten erfahren von Menschen, denen wir nie begegnet sind, deren Schicksale uns aber durch

ihre Zeilen nahegingen. Von der Heilkraft der Worte erzählen wir in Kapitel 8.

Zum Schluss wollen wir das Tor zur Welt weit aufstoßen. In Kapitel 9 ergründen wir, was die Worte fremder Sprachen mit uns machen, wie sie auf unser Gehirn wirken und wie sie unser Leben verändern können. Viele mehrsprachige Menschen berichten, sie fühlten sich in jeder ihrer Sprachen ein bisschen anders, fast so, als hätten sie mehrere Persönlichkeiten. Erwerben wir tatsächlich mit jeder neuen Sprache eine neue Seele, wie ein tschechisches Sprichwort sagt?

Dieses Buch ist das Ergebnis einer Entdeckungsreise, die bei den kleinsten Bausteinen der Wörter, den Buchstaben, begann und uns in das Universum der beinahe 7000 Sprachen dieser Welt führte. Auf unserem Weg haben wir Forscher befragt und wissenschaftliche Untersuchungen studiert; wir haben die privaten Worte der Traurigen gelesen und die öffentlichen der Mächtigen; wir haben der Magie der Worte in Romanen und Gedichten nachgespürt und unsere eigenen kühl von einem Computer analysieren lassen. Und immer wieder haben wir darüber gestaunt, wie viele Rätsel es der Wissenschaft noch aufgibt – jenes einzigartige Werkzeug des Menschen, das wir Tag für Tag so beiläufig benutzen: die Sprache.

Wie Wörter wirken

1 Die Macht der Laute

Wie der Klang der Buchstaben uns beeinflusst

«Die Möwen sehen alle aus,
als ob sie Emma hießen.»

*Christian Morgenstern,
Möwenlied*

Daniel Tammet wirkt nicht wie einer, der sich gerne in den Medien inszeniert und durch Talkshows tingelt. Eher unscheinbar und schüchtern. Und doch sorgte der junge Mann im Frühjahr 2009 für eine Sensation: In nur einer Woche lernte er Deutsch, und das gewissermaßen vor den Augen der Nation. Während dieser Woche gab er Interviews, berichtete dem *Spiegel*, der *Süddeutschen Zeitung* und anderen Medien von seinen Fortschritten. Am Ende der Woche trat er sogar im Fernsehen auf, sodass sich das ganze Land überzeugen konnte: Tammet sprach fließend Deutsch, nahezu fehlerfrei. Ein Trick? Ein Wunder?

Daniel Tammet ist ein sogenannter Savant, das sind Menschen mit einer Inselbegabung, die oft kognitiv eingeschränkt sind, in einem bestimmten Bereich aber außergewöhnliche Fähigkeiten besitzen. Bei Tammet ist es die besondere Begabung für Wörter und Zahlen. Als «Linguaphilen»¹ bezeichnet er sich selbst – als einen Liebhaber von Worten und Sprache. Vor seinem Selbstversuch hatte er schon Spanisch, Rumänisch, Gälisch, Isländisch und noch ein paar weitere Spra-

chen gelernt, wenn auch nicht alle innerhalb von nur einer Woche. Nun hatte die deutsche Sprache seine Liebe entfacht. Er schwärmte davon, dass das Deutsche nicht nur poetisch sei, sondern ihm wie ein aufgeräumter «sauberer Raum mit perfekt rechtwinkligen Ecken» erscheine.² Er hatte bestimmte Muster ausgemacht und seine ganz persönlichen Sprachregeln daraus abgeleitet, die ihm beim Lernen halfen. So hatte Tammet beispielsweise festgestellt, dass kleine runde Dinge im Deutschen häufig mit den Konsonanten «Kn» anfangen, wie Knoblauch, Knolle, Knoten oder Knospe; lange, dünne Sachen dagegen oft mit «Str», wie Strand, Strecke, Strahlen oder Strumpf.

Für sein Sprachtalent feierten die Medien den sympathischen Briten, für seine skurrile Lerntheorie erntete er von Fachleuten jedoch Kritik. Seine «assoziative Privatlogik» entspreche gerade nicht der Logik der Sprache, schrieb der Sprachphilosoph Philipp Hübl in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.³ Tammets unbedarfte These enthält intellektuellen Sprengstoff, sie röhrt an eine jahrtausendealte Frage: Stehen Form und Inhalt der Sprache in einem systematischen Zusammenhang? Lässt die Anatomie eines Wortes auf seine Bedeutung schließen? Können gar einzelne Laute oder Buchstaben Signale senden? Es sind Fragen, die schon die alten Griechen umtrieben. Platon schildert in seinem Dialog *Kratyllos* eine Diskussion darüber zwischen Sokrates und Hermogenes. Letzterer meint, dass der Klang eines Wortes in keiner Beziehung zur Bedeutung stehe. Sokrates dagegen besteht auf seiner Sicht, dass gute Wörter solche seien, deren Klang und deren Bedeutung zueinander passten.

Mehr als zweitausend Jahre später beschäftigt die Frage nach der Beziehung zwischen Form und Bedeutung der Worte noch immer die Gelehrten. Und das beginnt schon auf der Ebene der kleinsten Einheiten: bei den Phonemen. Sie

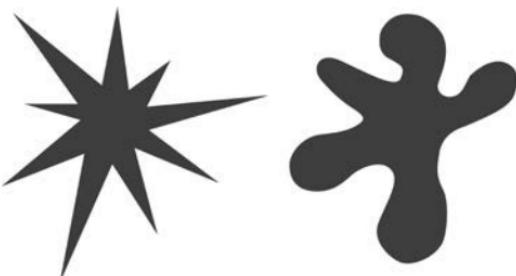
sind die kleinen, akustischen Bausteine der Wörter. Genau genommen ist ein Phonem das mentale Abbild eines Lautes: Die Laute eines Wortes sind etwas Physikalisches, Phoneme dagegen das, was der Kopf mit diesen Lauten macht. Ein Phonem ist also eine abstrakte mentale Repräsentation des hörbaren Lautes.

Lange Zeit ging die Linguistik davon aus, dass die äußere Form eines Wortes für dessen Sinngehalt nicht von Bedeutung sei. Vor allem der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure prägte vor mehr als hundert Jahren die Lehre der sogenannten Arbitrarität. Ihr zufolge sind die Zeichen, die einen bestimmten Inhalt symbolisieren, willkürlich gewählt, ganz so, wie es Hermogenes in Platons Dialog meint. Erst die erlernte Bedeutung der jeweiligen Phonemfolge verleihe den Wörtern Aussagekraft.

Doch dieses über lange Zeit dominierende sprachliche Weltbild hat Risse bekommen. Seit ein paar Jahrzehnten verdichten sich die Hinweise darauf, dass Menschen Phonemen durchaus bestimmte Bedeutungen zuschreiben – dass wir uns von ihnen zu Assoziationen, Erwartungen, Urteilen und sogar Verhaltensweisen verleiten lassen. Inzwischen beschäftigen sich längst nicht nur Linguisten mit der Wirkung der Phoneme, sondern zunehmend wollen auch Psychologen, Neurowissenschaftler und Marketingforscher ihre Macht ergründen. Sie fördern immer weitere Belege zutage, die das linguistische Weltbild von einst erschüttern. In der Suggestivkraft der kleinsten Wortbausteine verbirgt sich womöglich sogar ein Schlüssel zu einem der größten Rätsel der Menschheit: der Entstehung der Sprache.

Die Geschichte von Bouba und Kiki

Wenn Vilayanur Ramachandran eine Bühne betritt, dann verspricht es unterhaltsam zu werden. Der aus Indien stammende Neurowissenschaftler der *University of California* erforscht das menschliche Gehirn. Er hat es also mit der Zentrale des Denkens zu tun, dem Sitz des menschlichen Geistes – aber er hat kein Problem damit, seinen Forschungsgegenstand lapidar als «drei Pfund schweren Wackelpudding» zu bezeichnen.⁴ Vielleicht, weil er bei seiner Arbeit tagtäglich erfährt, wie leicht das menschliche Gehirn – sinnbildlich – aus der Form gerät. Ramachandran untersucht Menschen mit Hirnschäden und Anomalien, um herauszufinden, welche Funktionen die einzelnen Hirnareale besitzen. Er kann von erstaunlichen Fällen berichten, etwa von Patienten, die keine Gesichter erkennen können oder nach einem Unfall ihre Mutter für eine Doppelgängerin halten. Eine ernste Angelegenheit ist das allemal, doch bei Auftritten vor Publikum erlaubt sich der Hirnforscher gern einen Spaß – so auch vor einigen Jahren auf der berühmten TED-Konferenz. Ramachandran präsentierte den verdutzten Zuschauern Zeichnungen zweier Figuren, eine mit rundlichen Ausstülpungen, die andere gezackt.



Er wollte ihnen weismachen, es handle sich um Zeichen aus dem Alphabet der Mars-Bewohner. Mit Erwägungen darüber, ob der Mars überhaupt bewohnt ist, hielt er sich nicht auf, er kam gleich zur Sache und wollte vom Publikum wissen, welches Zeichen wohl Kiki heiße und welches Bouba. Die Sache schien absurd. Doch die Zuschauer beteiligten sich amüsiert, und tatsächlich waren unter ihnen offenbar lauter Naturtalente im Marsianischen: Die große Mehrheit entschied, die wolkenartige Figur müsse Bouba heißen und die scharf gezackte Kiki.

Es war ein kalkuliertes kleines Spiel, der Hirnforscher hatte mit diesem Ergebnis gerechnet, denn eine von ihm durchgeführte wissenschaftliche Studie hatte zuvor das Gleiche ergeben. Dabei hatten 95 Prozent der Versuchspersonen entschieden, dass Bouba rundlich sein müsse und Kiki eckig.⁵ Mit dem Mars und seinen vermeintlichen Bewohnern, geschweige denn ihrer Sprache hatte das Experiment natürlich nichts zu tun. Vielmehr ging es um eine verblüffende Eigenschaft der Erdbewohner: um die Verknüpfung verschiedener Sinne im menschlichen Gehirn. Ramachandran wollte mit dem Experiment demonstrieren, dass der Klang von Wörtern visuelle Vorstellungen hervorrufen kann. Die weichen Laute des Kunstwortes Bouba harmonieren unserer Empfindung nach mit einer rundlichen Figur, die scharfen, harten Klänge des Wortes Kiki dagegen passen für uns eher zu einer gezackten Form. Studien in verschiedenen Ländern deuten darauf hin, dass viele Menschen sich in dieser Sache einig sind, unabhängig von ihrer Muttersprache.

Ramachandran war jedoch nicht der erste Wissenschaftler, der dieser Eigenart der menschlichen Wahrnehmung auf die Spur kam – wenn auch derjenige, der sie durch die Möglichkeiten des Internets einem Millionenpublikum nahebringen konnte. Mit einem nahezu identischen Experiment

hatte nämlich der deutsche Gestalt-Psychologe Wolfgang Köhler schon Jahrzehnte vor Ramachandran Klang-Form-Assoziationen untersucht. Auch er hatte Versuchspersonen eine rundliche und eine gezackte Zeichnung vorgelegt und sie gebeten, den Formen passende Namen zuzuordnen. Bei ihm lauteten diese zwar nicht Bouba und Kiki, sondern Maluma und Takete. Das Ergebnis aber war sehr ähnlich: Die Mehrheit der Probanden war der Ansicht, die zackige Form müsse einen «harten» Namen wie Takete tragen, während sie der rundlichen Form den «weichen» Namen Maluma zuordneten. Köhler war überzeugt, dass manche Wörter für bestimmte Dinge einfach besser passen als andere.

Dichtern und Schriftstellern hat diese Vorstellung intuitiv vermutlich schon seit jeher eingeleuchtet. Köhler zitiert in einer Arbeit etwa Christian Morgenstern, berühmt für seine lautmalerischen Gedichte, mit dessen Feststellung: «Die Möwen sehen alle aus, als ob sie Emma hießen»⁶. Auch Goethe hat sich wirkungsvoller Lautmalerei bedient. Man denke nur an die Zeilen: «Über allen Gipfeln ist Ruh, in allen Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch». Wer will bei so eindrucks voller Poesie bestreiten, dass es, ganz im Sinne Sokrates', besonders gute Wörter gibt, die schon durch ihren Klang eine Bedeutung suggerieren?

Unter Sprachforschern jedoch war es lange Zeit regelrecht verpönt, sich mit Fragen der sogenannten Ikonizität oder Lautsymbolik zu beschäftigen.* Dass Sprache ikonisch ist, also Form und Inhalt einander bedingen, galt als Irrglaube. Einzelne Beispiele wurden als Ausnahmen abgetan. Allen-

* Die Wissenschaftler verwenden in diesem Zusammenhang verschiedene Begriffe, einige sprechen von Ikonizität, andere von Laut- oder Klangsymbolik, phonetischem Symbolismus oder – im Englischen – Sound Symbolism.

falls die Existenz lautmalerischer Wörter wie Kuckuck oder Wauwau wurden anerkannt, also Wörter, die schlichtweg Geräusche wie das Bellen eines Hundes oder den Ruf eines Kuckucks nachahmen. Man nennt diese Lautmalerei auch Onomatopoesie. Die Dadaisten schufen einst eine völlig neue Gattung des Gedichts, bestehend aus solchen Geräuschen: das Lautgedicht.

Auch Wörter wie blubbern, klappern, glucksen und grunzen gehören zu den onomatopoetischen Wörtern. Allerdings stellen sie nichts dar, «sondern sind das, was sie sagen», erklärt der Berliner Sprach- und Neuropsychologe Arthur Jacobs. Ihr Klang sei ein «Echo auf Geräusche der Welt».⁷

Das blaue Cis

Die Existenz von sinnvollen Zusammenhängen zwischen Klang und Bedeutung wurde jedoch lange von den Linguisten bestritten. Es sollte noch eine ganze Weile dauern, bis sich das Blatt wendete. Und dazu hat auch Vilayanur Ramachandran mit seiner Forschung am «Wackelpudding» beigetragen. Dabei geht es ihm gar nicht um die Systematik von Sprache und auch nicht um Poesie. Ramachandran will die Mysterien des menschlichen Gehirns aufklären; er will verstehen, welche Hirnareale auf welche Weise unser Handeln lenken. Doch seine Forschung hat ihn auf das Terrain der Sprachwissenschaft geführt. Und weil er als Hirnforscher einen anderen Blick auf die Dinge hat, kann er anscheinend auch gewagtere Thesen formulieren: Hinter dem Boubaki-Effekt vermutet er eine Art Synästhesie. In ausgeprägter Form ist dieses Phänomen sehr selten, schätzungsweise einer von 2000 Menschen ist davon betroffen. Interessanterweise